


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE

An die Harvard-Universitäts-Bibliothek
H. Schuchardt.

ÜBER DIE KLASSIFIKATION

DER

ROMANISCHEN MUNDARTEN.

PROBE-VORLESUNG

GEHALTEN ZU LEIPZIG AM 30. APRIL 1870

VON

DR. HUGO SCHUCHARDT.

GRAZ.

Juli 1900.

Als ich einst im philologischen Seminar zu Bonn einen Vortrag bei Ritschl hielt und eine gewisse Behauptung mit dem Hinweis auf einen Vortrag stützte den ich bei Jahn gehalten hatte, liess mich Ritschl in seiner feinen Weise die Thorheit eines solchen Citirens fühlen. Dies blieb unvergessen und dennoch unbeherzigt. Ich habe seither wiederum, und zwar öfter, mich auf einen ungedruckten Vortrag berufen, auf den nämlich mit dem ich in meine akademische Laufbahn eintrat und den Männer wie G. Curtius, Fr. Zarncke, A. Ebert, A. Leskien, Herm. Paul, O. Knauer u. A. mit ihrer Gegenwart beehrten. Nun haben mir die Einen das gelten lassen, die Andern haben es nicht beachtet, Niemand weiss wie viel oder wie wenig ich gesagt habe, und das bringt mich in eine schiefe Stellung, in eine unbehagliche Stimmung.

Um mich daraus zu befreien, selbst auf die Gefahr hin eine Thorheit mit einer grösseren zuzudecken, drucke ich, nach vollen dreissig Jahren, jenen Vortrag ab. Nicht in der gründlichen, freilich unvollendeten Umarbeitung die ich ihm bald nachher angedeihen liess, sondern in der ersten Niederschrift, Wort für Wort und somit auch mit all den sprachlichen Nachlässigkeiten von denen man hofft dass sie überhört werden oder die man im letzten Augenblicke zu verbessern gedenkt, vielleicht auch gegen den Schluss zu nicht in der richtigen Reihenfolge der Blätter. Ein Spötter könnte mich allzu grosser Pietät gegen die eigene Reliquie zeihen; in Wirklichkeit habe ich meiner Eitelkeit einen harten Stoss geben müssen um so viel Unrichtiges, Unreifes, Unklares, ja mir selbst jetzt Unverständliches wieder ans Licht zu ziehen. Und um so bedenklicher muss das erscheinen als sich heute die Wenigsten vergegenwärtigen wie sehr man damals noch zurück war, welch

Morgengrauen sich z. B. über das Lautwesen der italienischen Mundarten ausbreitete, bevor die Ascolische Morgenröthe anbrach. Das gleichgültige Einzelne konnte aber, bis auf ein paar Beispiele (. . . .), von den allgemeinen Betrachtungen nicht losgelöst werden auf die es mir ankommt, aber nur, wie ja von vornherein ersichtlich ist, aus einem persönlichen Interesse ankommt. Das Wort „persönlich" schliesst hier nicht wie in den meisten Fällen, die Vorstellung einer Abwehr oder eines Angriffes in sich; ich trete keinem fremden Anspruch entgegen. Ich wünsche nur ein Zeugnis dafür vorzulegen dass ich meine Ansicht über die Nichtklassifizirbarkeit der Mundarten, insbesondere der romanischen, nicht von Andern übernommen, sondern im Beginne meiner romanischen Studien selbständig erworben habe, und ich wünsche das um so mehr als mit ihr meine weiteren sprachgeschichtlichen Ansichten in mehr oder weniger innigem Zusammenhange stehen.

Auch wird es mir durch diese Veröffentlichung — mit der ich übrigens den Buchhandel nicht belaste — leichter gemacht werden mich von Neuem, was ich schon längst beabsichtigt habe, über den bewussten Gegenstand auszusprechen und zwar mit Benutzung der sachlichen und gedanklichen Bereicherungen die ihm in den letzten Jahrzehnten zugeflossen sind. Wenn mir einmal Jemand nachgesagt hat, ich hätte augenscheinlich, da ich auf meinem Standpunkt verharrte, in den Forschungen Anderer (noch dazu mir sehr befreundeter und von mir sehr geschätzter Männer) Nichts zu lernen gefunden, so zeichnet sich diese Äusserung mehr durch Unfreundlichkeit als durch Folgerichtigkeit und thatsächliche Richtigkeit aus; ich lasse mich immer belehren, aber deshalb nicht immer bekehren.

H. Sch.

M. H.!

Das Bild eines Stammbaums, unter welchem wir uns die vergangene Entwickelung zusammengehöriger Sprachen vorzustellen pflegen, ist ein so anschauliches und scheint ein so treffendes zu sein dass wir ein gewisses Bedauern empfinden wenn wir, zunächst nur in einigen Fällen, entdecken dass es nicht sowohl wie *omne simile, claudicat,* sondern sich durchaus nicht auf den Füssen halten kann. Einer dieser Fälle ist meiner Ansicht nach der der romanischen Sprachen. Ich werde die Berechtigung der genealogischen Anordnung dieser von zwei Seiten, den beiden möglichen aus prüfen: a posteriori, indem ich von dem jetzigen Bestand, der Vielheit aus rückwärts nach der Einheit, und a priori, indem ich von der ebenfalls uns bekannten Einheit aus vorwärts nach der Vielheit zu schreite.

Jede ächte Klassifikation, sagt Darwin, ist eine genealogische. Wir besitzen nun eine Klassifikation des Romanischen in Gruppen, Sprachen, Mundarten, Untermundarten. Ist dieselbe eine ächte? Ist sie nicht vielmehr bloss eine äusserliche? Verlangen wir von denjenigen die sie aufstellen, eine genaue Begründung auf

gemeinschaftliche und nicht gemeinschaftliche Kennzeichen, so werden sie uns in ungemein vielen Punkten ihre Unsicherheit und Ungewissheit eingestehen,*) oder sich untereinander in erklärtem Widerspruch befinden. Sie mögen dies als eine Folge sei es mangelhafter Erkenntnis sei es gewisser Erscheinungen von untergeordneter Bedeutung erklären; wir aber sehen darin die unvermeidliche Folge einer Thatsache von erster Bedeutung, mit der das System überhaupt nicht zu vereinigen ist. Ich meine die Thatsache der geographischen Abänderung, die Thatsache dass über das ganze romanische Gebiet hin die dialektischen Differenzen sich im Verhältnis ihrer räumlichen Vertheilung abstufen. Man ist im Stande dies mit eigenen Ohren in Erfahrung zu bringen. Denken wir uns in irgend einen Ort des südlichen oder mittleren Italiens; wir machen uns von da aus auf den Weg nach Frankreich, mit dem festen Vorsatz genau zu beobachten wo das Italienische aufhört und das Französische anfängt. Da es sich natürlich um die Volkssprache handelt, und wir uns von Fremden und gebildeten Einheimischen möglichst fern halten müssen, so richten wir danach unsern Reiseplan ein: wir reisen zu Fuss oder zu Saumthier, umgehen

*) E. Förstemann deutet im letzten Bande von Kuhns Zeitschrift auf eine Erscheinung hin welche die genealogische Anordnung der germanischen Dialekte erschwere; er nennt sie Ancipität der Sprache und findet sie z. B. im Griechischen, das sich an Arisch und Italisch, im Keltischen, das sich an Italisch und Deutsch, im Slawischen, das sich an Deutsch und Eranisch anschliesse.

die grossen Städte, nehmen nicht sowohl die kürzeste Route als diejenige welche uns durch recht viele und recht nahe aneinander liegende Rastpunkte führt, und besuchen die niedrigsten Osterieen um unsere Foglietta Landwein in wenigst gewählter Gesellschaft zu trinken. Kaum haben wir den Rücken des Apennins überschritten, so weht uns eine nordische Luft an, in welcher die Laute frostig-verdriesslich ausschauen und bei sehr zarter Konstitution dahin sterben; wir hören statt: *grande, tutto, paese*: *grand, tutt, paes,* wie franz. *grand, tout, pays*; statt *vicino, cielo, città*: *vsein, zel* oder *siel, zittà* oder *sittà,* wie franz. *voisin, ciel, cité,* und Anderes. Bestimmter an Nordfrankreich erinnert uns der weitverbreitete Umlaut des *a* in *ä*; statt *baciare, pane*: *basär, pän,* wie franz. *baiser, pain*; eine alte Bekanntschaft wird er uns übrigens sein wenn wir über Arezzo aus Umbrien gekommen sind. Während uns aber dieser Laut am Po wieder verloren geht, begegnen wir diesseits dieses Flusses vielen sporadischen Anklängen an das Französische, auch an das nur Nordfranzösische, welche in Piemont und der Lombardei fester und stetiger auftreten; statt *muojo, venuto, porzione, giusto* können wir schon hier *mör, vegnü, porziō, žüst,* wie franz. *meurs, venu, portion, juste* vernehmen. Weiterhin wird das ital. *fatto* durch franz. *fait, feit, fet* oder prov. *fač* ersetzt; dann löst sich *l* nach *a* zu *u* auf: für *alzare, caldo* sagt man *aussè, caud,* wie franz. *hausser, chaud*; kurz darauf bemerken wir an Stelle des Futurums *porterò*: *porterai*

oder *porterei,* wie franz. *porterai.* Steigen wir endlich westwärts an den Gewässern empor welche dem Po von den Alpen zufliessen, so haben wir auf jeden Schritt und Tritt reiche Eintragungen in unser Notizbuch zu machen: *d* geht in *i* über: nicht *padre,* sondern *paire,* wie franz. *père*; *c* vor *a* wird gequetscht: nicht *cantare,* sondern *ciantè,* wie franz. *chanter*; *l* ist der Verwandelung in *i* nicht mehr fähig: nicht *più,* sondern *plü,* wie franz. *plus*; die Feminina lauten statt in *a* in *o* aus, wie im Neuprovenzalischen: nicht *musica,* sondern *müsico*; der prov. Diphthong *ue* trifft unsere Ohren: nicht *muojo,* sondern *muero.* Statt *fo, vado* heisst es entweder *fau, vau,* wie prov., oder *fai, vai,* wie franz. *fais, vais*; statt *mio, tuo, suo*: *mon, ton, son,* wie franz.; statt *avesse, fossero*: *üsset, füssent,* wie franz. *eût, fussent*; der Plural wird mit *s* gebildet: nicht *anni,* sondern *ans,* wie franz. Nicht mehr vereinzeltes Treibholz oder ein verirrter Vogel verkünden uns die Richtung in der das gesuchte Land liegt, sondern dichtgedrängte Anzeichen aller Art seine nächste Nähe. Und in der That finden wir noch auf dieser Seite der Gebirgshöhe Ortschaften deren Sprechweise der französischen Schriftsprache entschieden näher steht als der italienischen. Aber wo sollen wir den Grenzpfahl in den Boden stossen? Etwa da wo wir den Schweinehirten seine Thiere nicht mehr *i porci,* sondern *lus cusciuns, les cochons* nennen, oder da wo wir zuerst ein Kind von seinem Vater nicht mehr als *mio padre,* sondern als *mon paire, mon père* sprechen hören? Ich befürchte, es

möchte dabei der besondere Geschmack eines Jeden zu Tage kommen. — Wir hätten auch von Toskana an »Spezias siebenbus'gem Golf« vorbei nach Genua und von da nach Nizza pilgern können. Hier zwar wahrt unter wärmerem Himmel die Sprache, zugleich mit der Flora, länger den südlichen Charakter, besonders in der Vorliebe für den vokalischen Auslaut, ja ist noch über Nizza hinaus italienischer gefärbt als in einem grossen Theile Piemonts. Doch würde schliesslich das Ergebnis unserer Strandwanderung sich im Wesentlichen als das gleiche herausstellen wie das unserer Bergwanderung. Wenn der eben angeführte Dichter seinen Freund nach der Insel Palmaria einlädt,

> Wofern du, dem so theuer ist toskanischer,
> Vibrirter Konsonantenhauch,
> An Genuesersprache dich, an gallische
> Verweichlichung gewöhnen kannst,

so dürfte uns die Frage wo diese »gallische Verweichlichung« beginne, in ebenso grosse Verlegenheit versetzen wie die wo der gallisch verweichlichte Dialekt von dem eigentlichen Gallisch sich scheide.

Es lassen sich nun vier Möglichkeiten der geographischen Abänderung denken: sie erscheint innerhalb eines gewissen Kreises als durchaus gleichmässige; — es sind zwei durch einen allmählichen Uebergang verbundene Gruppen erkennbar; — zwischen beiden steht ein deutlich sich abhebendes Mittelglied; — sie werden durch eine bestimmte Grenzlinie geschieden, nach welcher zu von beiden Seiten Annäherung oder Anähnlichung

stattfindet. Während also nur im letzten, im seltensten Falle Klassifikation in Anwendung kommt, so im ersten gar nicht und in den beiden mittleren in bedingter Weise, indem nämlich einige Willkür mit unterläuft oder ein Etwas übrig bleibt welches nicht untergebracht werden kann. Man wird mich darauf aufmerksam machen dass, wenn Genealogie eine nothwendige Voraussetzung der Klassifikation, doch diese keine nothwendige Folge jener ist, mit andern Worten: man wird die Theorie der Sprachkreuzung aufstellen. So wenig eine wirkliche Mischung zwischen zwei gründlich verschiedenen Sprachen zugestanden, so wenig kann eine solche zwischen nahverwandten Mundarten geläugnet werden. Sie pflegt indessen von besonderen Umständen begleitet und nur ein Durchgangsstadium zu sein; in Folge civilisatorischen oder politischen Übergewichtes beeinflusst eine Mundart die andere an einem Grenzorte derselben, durchdringt sie, verdaut sie gleichsam. Aber auch, wo einmal, etwa in einer neuen Ansiedelung, zwei Dialekte von gleicher Stärke sich begegnen, wird der aus ihnen entspringende Mischdialekt als solcher keine rechte Lebensfähigkeit und noch weniger Trieb zu eigenartiger Entwickelung haben; Sprachbastarde neigen so wenig wie die Bastarde des Thier- und Pflanzenreichs zur Fortpflanzung. Doch lassen wir die Annahme solcher Beschränkungen fallen, so werden wir folgerichtiger Weise nicht nur abgeschlossene Mittelformen, sondern auch allmähliche Übergänge und Annäherungen auf

Mischung, natürlich verschiedener Intensität zurückführen müssen, sodass keine Mundart sich diesem Prozesse vollständig entzogen haben würde. Was aber dann für die jüngste Generation, für die Wipfel des Stammbaums gilt, gilt jedenfalls auch für die früheren, da die gleichen Bedingungen immer vorhanden gewesen sind; und zwei Sprachvarietäten können nicht erst unabhängig sich entwickelt und, wenn sie fertig waren, einander beeinflusst haben, sondern diese Wechselwirkung hat mit der Divergenz selbst ihren Anfang genommen. Wir verbinden die Äste und Zweige des Stammbaums durch zahllose horizontale Linien, und er hört auf ein Stammbaum zu sein.

Wir sind auf dem Punkte angekommen wo es nothwendig ist die auf einer Spracheinheit beruhende Sprachmannichfaltigkeit zu erklären. Dieselbe ist das Produkt zweier Faktoren, der Centrifugalkraft und der Centripetalkraft. Jene, die ursprüngliche und immer gleiche, sucht die Sprache unablässig zu differenziren in lauter Individualsprachen zu spalten, die andere bethätigt sich im Verkehr, im alltäglichen, kommerziellen, politischen, kirchlichen, litterarischen oder, wie wir auch sagen können, in der Erziehung durch Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule. In welcher Weise und mit welcher Stärke dieser zweite Faktor eingreift, davon hängt der Grad der Differenzirung oder, wenn wir der eingebürgerten Anschauung treu bleiben wollen, die Art der Sprachverwandtschaft ab. Denken Sie sich etwa, von

einem Punkte gingen nach verschiedenen Richtungen zwei Kolonieen aus, zwischen denen jede Beziehung abgebrochen würde; von den Pflanzorten zweigten sich neue Niederlassungen und von diesen wieder andere und so fort ab, doch immer so dass jede ganz isolirt fortlebte. Dann würde ein Sprachstammbaum sich erheben an dem nicht das Geringste auszusetzen wäre. Ein solcher Wunderbaum, der doch weite Schatten werfen müsste, ist indessen so viel ich weiss noch nicht entdeckt. Vereinzelt hingegen kommt wirkliche Sprachtrennung vor. Mit welchem Rechte daher Max Müller die Existenz einer gemeinsamen, gleichförmigen teutonischen Sprache, ebenso wie eines gemeinsamen, gleichförmigen Hoch- oder Niederdeutsch in Abrede stellt, vermag ich nicht zu beurtheilen. Von dem Boden aber auf dem wir uns bewegen, können wir mit Bestimmtheit sagen dass er nie éine spanische, französische oder italienische Sprache sah, nie éin Oberitalienisch, nie éin Lombardisch, nie éin Veltlinisch. Es sind dies zunächst nur geographische Kollektivausdrücke. Ja sogar innerhalb der Mauern grösserer Städte besteht wahrnehmbare, wenn auch schwer zu definirende Sprachverschiedenheit. Ich meine natürlich nicht die rein graduelle, die mit der höheren und niederen Bildungsstufe verbunden ist; in diesem Sinne zeichnete sich z. B. in Florenz vor den andern Stadttheilen einst der vielgenannte Mercato vecchio, zeichnen sich jetzt die beiden Camaldoli dies- und jenseits des Arno aus, deren Frauen besonders,

ciane genannt, mit ihrem endlosen Gezänke und Geklatsche als die Trägerinnen des eigentlichen Florentinisch erscheinen. Vielmehr habe ich solche Gegensätze im Sinne wie er in Venedig von den Bewohnern der gleich weit vom civilisirteren Centrum entfernten Bezirke Castello und Canaregio, den Castelani und Nicoloti hervortritt; beide befehdeten sich früher mit Erbitterung, betitelten sich, da meistens jene dem Seemanns-, diese dem Fischerstand angehören, schon vor Jahrhunderten »Pechfresser« und »Krebs-« oder »Schneckenfänger« und singen noch Spottlieder aufeinander. Eine ähnliche Rivalität herrscht in Rom zwischen den Montigianern und den Trasteverinern; auch sie lieferten sich einst förmliche Schlachten, indem sie sich auf dem Palatin und auf dem Aventin gegenüber lagerten, dann von den Einen ein regelrechter Angriff mit Steinwürfen eröffnet wurde und ein nicht unblutiges Handgemenge im Circus Maximus die Entscheidung gab. Von der etwas verflachten Sprechweise der Popolani auf dem einstigen Campus Martius heben sich nun als derbere und charakteristischere sowohl die der Monti als die von Trastevere ab; aber ob Einer von hier oder von dort stamme, mag selbst ein Einheimischer vielfach nur aus der Wahl und dem Tonfall etwa eines Fluches oder einer Schmeichelrede mehr errathen als erkennen. Stärker muss in dem dritthalb so grossen Neapel die von der Schriftsprache so abweichende und daher weit weniger beeinflusste Volksmundart etwa zwischen Capo

di Monte und der Chiaja und dem Mercato variiren. Schliesslich führe ich noch eine Bemerkung Lotto Lottis an, welcher vor zweihundert Jahren den Entsatz Wiens im bologneser Dialekt besang. Er sagt: »Das Bolognesische ist ein gemischtes Idiom, und Ausdruck, Aussprache, Betonung, Sprichwörter wechseln von einer Ecke der Stadt zur andern; denn wer an der römischen Strasse, genannt Strà maggiore wohnt, scheint den Romagnolen nachzuahmen; wer zwischen dem Thore der Strasse S. Stefano bis zum Thore von Saragozza, nähert sich dem Florentiner, wer zwischen dem Thore von S. Felice und Galliera, hat Etwas von lombardischer Sprache an sich; und von da bis zum Thore Sanvitale findet eine Anähnlichung an das Ferraresische statt. Dies hat seine Ursache in dem näheren Verkehr mit den Fremden, welche aus den genannten Gegenden zusammenströmen.« Die Thatsache wird im Wesentlichen richtig, etwas wohl von der Phantasie Lottis ausgeschmückt sein; die Erklärung möchte ich verallgemeinert wissen. — Ganz aus dem Spiele zu lassen sind die Schriftsprachen, die aus künstlicher Züchtung von Dialekten hervorgegangen sind. Man bedenke übrigens dass je weiter wir zurückgehen, desto mehr der Unterschied zwischen Schriftsprache und Dialekt sich verwischt. Selbst in den meisten Proben von Mundarten die man neuerdings in rein linguistischem Interesse aufgezeichnet hat, schimmert der Einfluss der allgemeinen Sprache, besonders in der Darstellung der Aussprache durch. Wird eine

Mundart litterarisch behandelt, etwa gar in so hohem Masse wie die neapolitanische, so ist es unvermeidlich dass sie eine gewisse Reinigung und Glättung erhält, am Wenigsten unter der Feder des Komikers, am Meisten unter der des Epikers. Mit noch weniger Treue wird da ein Dialekt in der Schrift wiedergegeben wo es sich darum handelt volksthümlich-verständlich zu sein oder die charakteristischen Merkmale desselben denen anderer gegenüberzustellen, wie denn die Italiener des 16. und folgenden Jahrhunderts sich mit Vorliebe dem Vergnügen hingaben Leute wie Venezianer, Bergamasker, Genueser, Bologneser, Neapolitaner, die im wirklichen Leben sich gar nicht oder sehr schlecht verstehen, auf der Bühne die vertraulichsten Gespräche führen zu lassen. Steigen wir endlich zu den Anfängen der italienischen Litteratur empor, so finden wir eine ganze Menge von Munizipaldialekten in dem ehrgeizigen Bestreben, durch Verzicht auf die auffälligsten Besonderheiten und Kondescendenz gegen die übrigen, sich zum Range von Schriftsprachen zu erheben. Und ohne Dantes siegreichen Stern würde unter ihnen wahrscheinlich je einer im Norden und Süden (man denke an Spanien und Frankreich) in dem Kampfe ums Dasein, freilich unter manchen Opfern und Zugeständnissen, den Sieg davon getragen haben. In der That besitzen wir alte Denkmäler einer beginnenden oberitalienischen Sprache; auf diese wohl bezieht sich der Ausdruck »lombardisch« z. B. bei Oswald von Wolkenstein und in den Leys d'amors. Ebenso be-

diente man sich noch im 14. und 15. Jahrhundert, wie ich aus vielen Handschriften dieser Zeit ersehen habe, in dem römisch-neapolitanischen Strich einer allgemeineren Sprache ohne bestimmte lokale Färbung; wenn man diese z. B. in der nach Giovanni Villani benannten Chronik von Parthenope für Neapolitanisch hält, so thut man wohl daran den Brief des Boccaccio zu lesen um den Abstand von diesem kennen zu lernen. Übrigens ist noch jetzt die italienische Schriftsprache nicht zu der Gleichförmigkeit und Einheit wie z. B. die so viel jüngere französische, durchgedrungen; daher manche zwischen Lombarden, Toskanern und Neapolitanern ausgefochtene Fehde.

Ein Umstand mehr welcher das Bild des Stammbaums auf die Entwickelung des Romanischen unanwendbar scheinen lässt, ist die breite Basis dieser. Das Sprachgebiet erweiterte sich nicht allmählich im Verhältnis zu einer gleich- und regelmässigen Zunahme der Bevölkerung, sondern sprungweise durch kriegerische und moralische Eroberungen. Blicken wir über den Atlantischen Ozean hinüber; wir können uns von dort, wo so Vieles noch im Werden ist, Aufklärung über viele und auch über diesen für uns überwundenen Standpunkt holen. Aus der alten nach der neuen Welt wurden verpflanzt Spanisch, Französisch, Portugiesisch, Englisch. Auf diese Sprachen übten die Sprachen der Einheimischen und der ebenfalls dahin importirten Neger bei den Farbigen und deren Mischlingen, sowie bei einer

geringen Anzahl mit ihnen in enger und dauernder Beziehung lebender Weissen einen ausserordentlich bedeutenden, bei der grossen Masse der Weissen, von einer Bereicherung des Wortschatzes abgesehen, fast gar keinen Einfluss aus. Mögen daher die Araukaner im vorigen Jahrhundert ein Spanisch mit völlig araukanischer Grammatik gesprochen haben, oder mag eine ähnliche Entstaltung dieses edeln Idioms auf Curassao unser bis jetzt etwas einseitiges Interesse an dieser Insel vermehren, wir werden uns jetzt die Anwendung davon auf die Urgeschichte der romanischen Sprachen versagen. Uns kommt es darauf an zu wissen in welcher Weise z. B. das Englische nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika verpflanzt wurde. Passirte etwa ein einziger Dialekt den Ozean? Nein, sondern alle möglichen englischen Dialekte. Aber da ihre Vertreter auf die bunteste Weise durcheinander gerüttelt wurden, konnten sie in ihrer Eigenartigkeit nicht fortbestehen; sie glichen sich aneinander an, und zwar gravitirten sie, wie Whitney sagt, nach der Sprache der Gebildeten als Mittelpunkt. So entstand eine nahezu gemeinsame Sprache, eine κοινή, und dies bedeutet es wenn man in gewöhnlicher Redeweise sagt, in Amerika werde nicht so gut, aber auch nicht so schlecht gesprochen wie in England. Setzen wir nun den Fall, die Quellen des unablässigen und starken Menschenzuflusses aus England und den übrigen europäischen Ländern würden verstopft, und es träte in Folge davon

die Bevölkerung aus dieser beständigen Fluktuation in ein Stadium der Ruhe und Stetigkeit, ausserdem was schwieriger zu denken ist, es reduzirte sich auch die geistige Einfuhr aus dem Mutterlande auf ein Minimum, so würde zu gleicher Zeit und verhältnismässig rasch das Amerikanische in einen bestimmten Gegensatz zum Englischen treten, anderseits innerhalb jenes sich dialektische Verschiedenheit ausbilden. Anfänge hierzu lassen sich schon jetzt nachweisen. Es gibt Amerikanismen die einen stattlichen Band füllen, und wenn auch der »amerikanische Akzent«, die »drawling«, dehnende und näselnde Aussprache, die die Ohren zartfühlender Engländer so empfindlich verletzt (z. B. *ênd* = *ĕnd, dawg* = *dŏg*), zunächst Eigenthum der Yankees ist, so hat er doch Aussicht Gemeingut zu werden; vergegenwärtigen wir uns nur z. B. die erstaunlich raschen Fortschritte die der Berliner „Akzent" gemacht hat und noch macht. Beispiele von mehr Besonderheit sind dass man in Neuengland *kyow* für *cow, dyoo* für *do,* im Westen *streech* für *stretch, thar* für *there, wunst* für *once,* im Süden *year* für *ear* und *here, ídea* für *idéa, ŏnly* für *only* sagt. Viele solcher Lautwandlungen, vielleicht alle sind in den Mundarten des Stammlands zu entdecken, z. B. *hoss* für *horse* in Nord-, *hoose* für *house* in Südengland. Obwohl ich nun die Möglichkeit selbständigen Ursprungs derselben auf amerikanischem Boden nicht läugnen will, so ist es doch wahrscheinlich dass alte dialektische Neigungen, partikularistische Regungen, die

zum Besten des Gemeinwohls, nämlich der Verständlichkeit, unterdrückt worden waren, unter gewissen günstigen Bedingungen wieder aufgelebt sind, um sich gegriffen und sich gleichsam eine neue Heimath geschaffen haben. Doch ist festzuhalten dass auch ohne diese mitgebrachten Erinnerungen und ohne die abändernde Kraft die ohne Zweifel dem holländischen Elemente im Staate New York, dem deutschen in Pennsylvanien, dem französischen in Louisiana und dem spanischen in Florida innewohnt, die Sprachdifferenzirung vorwärts gehen würde. Und zwar unter der angedeuteten Voraussetzung primitiverer Geisteskultur so rasch dass nach Jahrhunderten die Menge und Mannichfaltigkeit der alten englischen Mundarten vielleicht schon überflügelt wäre. Wollte man dann einen Stammbaum des Englischen entwerfen der sich in zwei Äste, das Amerikanische und das Grossbritannische, theilte, die wiederum sich in viele Mundarten spalteten, so würde derselbe den doppelten Fehler enthalten, das Amerikanische dem eigentlichen Englisch zu koordiniren und es mit ihm zugleich entstehen zu lassen, während es doch jünger ist als dessen jüngsten Dialekte, und dann das Amerikanische als Mutter von zahlreichen Dialekten aufzufassen, während es doch als Einheit nie bestanden hat und die äussere Divergenz mit der innern gleichen Schritt hält. Ganz ebenso ist das Romanische eines beliebigen Gebietes nicht unmittelbar aus der alten Sprache der Stadt Rom erwachsen, sondern aus der allgemeinen,

wenn auch gemeinen Sprache, welche zwischen den von Haus aus verschieden redenden Soldaten und Kolonisten in diesem Gebiete nach seiner Unterwerfung gebraucht wurde. Nach der iberischen Halbinsel kamen z. B. Leute aus allen Gegenden Italiens; nach Gallien mochten sie später nicht nur von hier, sondern aus dem schon romanisirten Spanien (und Afrika) kommen. Demnach würde das Romanisch zeitlich auf verschiedenen Absätzen wurzeln, die wir freilich in ihrer Mannichfaltigkeit und ihren oft unbedeutenden Zwischenräumen nicht verfolgen können; wir wissen zwar dass in Spanien Baetica, in Gallien die Provincia zuerst die römische Sprache sich vollkommen aneigneten, aber den Gang der Romanisation wiederum in diesen Bezirken kennen wir nicht. In Wirklichkeit ist indessen diese historische Beobachtung für die rein-linguistische Theorie von keinem Belang. Vor der vollständigen Einverleibung der jetzt romanischen Territorien war die Centralisation des römischen Reiches eine so starke und, wie in Nordamerika, die Bevölkerung in einem solchen Auf- und Abgehen dass die dialektischen Keime in frischer Strömung nur umhertrieben. Sie konnten sich erst bei eintretender Stagnation krystallisiren, und an dieser hat das Christenthum einen ausserordentlichen Antheil. Merkwürdig ist es dass dieselbe Kirche welche zuerst dem klassischen und einheitlichen Latein so abhold war und die Volksmundarten nach Kräften begünstigte, später wiederum gegen diese sich ablehnend, ja feindselig verhielt und

nun Cordilleren und Alpen durch das *Gloria tibi Domine* und *Deo gratias* verbindet. Aber mochten auch hier erst Dialekte ihren ersten Anfang nehmen, während dort sie schon seit lange sich ausgebildet hatten, so kann man ihnen doch nach Verlauf einer gewissen Zeit ihr Alter nicht mehr ansehen; die Dialekte Mittelitaliens variiren keineswegs stärker untereinander als etwa die Lothringens oder des Elsasses. Die Verschiedenheit zwischen zwei Mundarten hat ihr Jugendalter; sie wächst, dann tritt sie in ihr Mannesalter, d. h. sie verändert sich zwar qualitativ, aber nicht quantitativ. Mit andern Worten: der Divergenz zwischen den gleichen und unverrückten Punkten ist eine Grenze gesetzt welche sie nicht überschreiten kann; dann tritt parallele Entwickelung ein, ja vielleicht Konvergenz. Letzteres bei einem sehr starken Druck der Schriftsprache auf die Volkssprache. Um ein Beispiel anzuführen, so war einst die Mundart von Rom von der toskanischen ungemein verschieden, und mit der neapolitanischen in naher Beziehung; jetzt hat sie sich gleichsam umgewendet, dieser den Rücken, jener das Antlitz zugewendet. — Wir können also ohne einen wesentlichen Irrthum zu veranlassen, das Entstehen dialektischer Färbungen in den einzelnen Gegenden als gleichzeitig ansetzen. Ich habe mit Absicht den Ausdruck »Färbungen« gewählt; ich möchte Ihnen das Bild des Stammbaums, das ich zurückweise, durch ein anderes ersetzen. Es sei der ganze Länderkomplex romanischer Zunge mit einer und derselben Farbe, mit

Weiss, bedeckt, welches die allgemeine Vulgärsprache repräsentire; dieses Weiss verdunkle sich, nehme verschiedene matte Töne an, welche stärker und immer stärker hervortreten, bis endlich die Farben des Regenbogens unmerklich ineinander überfliessend vor unsern Augen stehen. Dieses Bild ist, weil es verschiedene, nicht einen einzigen Moment der Anschauung erfordert, zwar ein weniger einfaches als jenes, kommt aber eben darum dem auch keineswegs einfachen Sachverhalt näher.

Wir haben bis jetzt von der geographischen Abänderung als einer Thatsache gesprochen; es gilt nun dieselbe als ein Gesetz zu begründen und zu definiren. Im Wesentlichen ist sie eine Folge der Centripetalkraft, welche anzugleichen strebt, aber nur annähern kann. Daher erklären sich die rascheren Übergänge an den natürlichen und künstlichen Grenzen, und zwar haben mehr als die Machtgebiete weltlicher Herrscher die geistlichen Sprengel zu bedeuten. Indessen lässt sich doch für die geographische Abänderung noch eine tiefere Ursache ausfindig machen. Wenn sich überall aus der gleichen Ursprache eine Menge von Mundarten durchaus selbständig, weil miteinander in keine Berührung tretend, entwickelten, würden sie nicht auch geographisch geordnet erscheinen? A. Schleicher sagt, indem er die Mehrheit von Entstehungsheerden der Sprache behauptet: »Von einem gedachten Punkte aus müssen, je nach der Grösse der Entfernung von diesem

Punkte, die Sprachen sich in immer stärker werdender Abweichung von der Sprache des Ausgangspunktes gruppirt haben, da mit der räumlichen Entfernung die Verschiedenheit des Klimas und der Lebensverhältnisse zuzunehmen pflegt«, und er glaubt noch jetzt Spuren einer solchen regelmässigen Vertheilung der Sprachen wahrzunehmen. Haben sich auf Grund nur gleicher Sprachfähigkeit die Ursprachen in räumlichem Verhältnis abgestuft, so ist dasselbe von den frei und unabhängig auf gleichem Sprachboden emporschiessenden Dialekten vorauszusetzen. Doch ändert sich die Sprache nicht direkt auf Grund äusserer Bedingungen ab, sondern als integrirender Theil des Menschen, der nicht nur von Norden nach Süden, sondern ebenso von Westen nach Osten sich körperlich und geistig abändert. Man hat dieses aus den modifizirten Sprachwerkzeugen, jenes aus dem Nationalcharakter zu erklären versucht; meiner Ansicht nach liegt der Punkt wo die Sprache ansetzt, eher in der Mitte, etwa in der nervösen Organisation des Menschen, sagen wir kurz in seiner Stimmung. Diese Stimmung findet ihren unmittelbaren Ausdruck in dem musikalischen Rhythmus, dem Einzigen was jeder Sprache und jeder Mundart durchaus eigenthümlich ist, was sie mit keiner andern theilt. Es ist dasjenige was uns bei Erlernung einer fremden Sprache von der eigenen am Letzten anhaften bleibt, wenn wir auch die Aussprache überwunden haben. Wir erkennen ihn nur bei Vergleichung grosser

Verschiedenheiten, wie wir einen Berliner, einen Dresdener und einen Wiener durch ihn, auch bei genau gleicher qualitativer Lautirung unterscheiden würden. Es wäre wünschenswerth dass man den Rhythmus von vielen verwandten Mundarten durch Noten darstellte; ich glaube, es würde die Brücke zwischen Physiologie und Sprachwissenschaft, die bis jetzt nur aus einer gewissen Entfernung zueinander herüberblicken, geschlagen werden.

Auf das musikalische Prinzip hat man auch bei der Frage über den Ursprung der Sprache Rücksicht genommen, einer Frage welche überhaupt mit der vorliegenden über den Ursprung der Dialekte einige Verwandtschaft zeigt. Wir müssen nun im Auge behalten dass aus dem Rhythmus zunächst die lautlichen Erscheinungen eines Dialektes hervorgegangen oder doch im Einklang mit ihm eingetreten sind; der Rhythmus wird nicht umgekehrt, wie man zuweilen gemeint hat, durch die Folge der Konsonanten und Vokale und ihr Verhältnis zueinander gebildet. Wenn Leipzig französisch würde und jede Erinnerung an die deutsche Sprache mit einem Schlage schwände, so würde allein der Leipziger „Akzent“ die wesentlichsten Veränderungen in der französischen Sprache hervorrufen. Wer je einen Römer des niedern Volkes gehört hat, begreift dass er nicht sagen kann *fatt, grand,* wie der Bolognese, dass er nicht die Doppelkonsonanz aufgeben kann, wie der Venezianer, sondern sie mit Vorliebe einführt, er begreift

wie bei dem starken Hervorheben der Tonsilbe anlautende Vokale schwinden, z. B. *namo* für *andiamo, Lisandro* für *Alessandro,* wie der vollere Vokal nach der betonten drittletzten Silbe sich verdünnt, z. B. *commido* für *commodo, sabbito* für *sabbato,* wie vor einer Pause trochäischer Wortausgang erwünscht ist, z. B. *cusìne* für *così, piùne* für *più.* Wie weit aber der ganze Gang einer Mundart durch diesen Rhythmus bedingt ist, vermögen wir um so weniger zu ermessen als ja die vorausgesetzte Sonderentwickelung fehlt.

Wie vergleichen oder, besser, wie messen wir zwei Dialekte miteinander? Können wir irgend einen romanischen Dialekt durch eine einzige Formel, gleichsam als Funktion des Lateinischen darstellen? Nein, sondern nur durch eine Reihe von Formeln, welche die verschiedenen Veränderungen der Laute, der Wortformen, der Bedeutungen u. s. w. ausdrücken. Und zwar stehen diese in keinem nothwendigen Zusammenhange; thäten sie dies, so müsste ihr gemeinschaftlicher Ausgangspunkt, müsste eine Formel für die Gesammtveränderung gefunden werden. Aber greifen wir einen beliebigen Dialekt heraus und stellen die Lauteigenthümlichkeiten, welche ja immer noch das Charakteristischste sind, zusammen, so werden wir bemerken dass die meisten derselben, ja vielleicht alle auch anderwärts vorkommen. Das Französische z. B. — wir denken uns die Schriftsprache als einen bestimmten Dialekt — scheint vieles Besondere zu haben; und doch sind wir dem *e* für *a*

in Italien begegnet und begegnen ihm in Tirol und Graubünden, kommen die Laute *ö* für *o*, ital. *uo* und *ü* für *u* in Oberitalien, Tirol und Graubünden vor, nasales *n*, freilich nicht immer das nasale *n* des Französischen, in Portugal, Oberitalien, Tirol, Graubünden, vor *a* gequetschtes *c* in einem Theile Südfrankreichs, in Graubünden, Tirol, Friaul. Demnach besteht der Charakter eines Dialektes weniger in der Art seiner Abänderungen als in der Wahl derselben. Nun werden Mundarten, je näher sie sich räumlich stehen, desto mehr Abänderungen gemein haben. Wir können daher nicht sowohl das Gebiet eines einzelnen Dialektes als die Gebiete aller seiner einzelnen Lautbehandlungen beschreiben. Nur ausnahmsweise hat eine Lautformel nicht ein einziges zusammenhängendes Gebiet, sondern mehrere getrennte. Dem liegen verschiedene Ursachen zu Grunde. Zunächst ist zu bemerken dass die Trennung oft nur eine scheinbare ist. So stehen span. *hecho*, prov. *fach* fremdartig zwischen port. *feito* und franz. *fait*; aber jene beiden Formen sind nur Fortentwickelungen von *feito, fait*; die Verbindung existirt, aber sie ist verdeckt. Im Französischen und Portugiesischen lauten *j* und *g* vor *e, i* wie *ž* (im Provenzalischen etwas alterthümlicher, noch *dž*); so lauteten sie einst und zwar wenigstens noch bis ins 16. Jhrh. hinein im Spanischen, haben aber hier jetzt eine gutturale Aussprache. In einem zweiten Falle existirte ebenfalls ursprünglich Verbindung, aber

es ist dann eine wirkliche Trennung eingetreten, indem entweder von schwankend nebeneinander bestehenden Formen im mittleren Gebiete eine andere durchdrang als zu beiden Seiten, oder von seitwärts sich eine fremdartige keilförmig dazwischen schob. Schwer von diesem ist der dritte Fall zu scheiden, in welchem die gleiche Lautentwickelung an verschiedenen Punkten unabhängig voneinander vor sich ging, indem dann doch wenigstens die gemeinromanische Fähigkeit dazu angenommen werden muss. Wenn z. B. manche Mundarten fast regelmässig *r* an Stelle von *l* setzen, so findet sich anderseits kaum eine romanische Mundart in der Vertauschung von *r* und *l* nicht wenigstens vereinzelt aufträte. Mit diesem Fall ist wiederum der vierte verwandt, in welchem ebenfalls die durchaus gleiche Erscheinung in durchaus getrennten Gegenden wahrgenommen wird, aber auf Grund des Einflusses der gleichen oder von nahe verwandten ureinheimischen Sprachen. Wir haben bis jetzt mit Absicht die Einwirkung der ursprünglich über das nun romanische Gebiet vertheilten Idiome, wie Iberisch, Keltisch, Ligurisch, Rätisch u. s. w. von unserer Darstellung ausgeschlossen, weil die Art und Weise auf welche sich die romanischen Mundarten gebildet haben, dadurch nicht bedingt ist. Das Vulgärlatein würde — man hat dies oft genug übersehen — zum Romanischen vorgeschritten sein, auch ohne jenen Druck von unten herauf oder den andern weit geringeren von oben herab den Arabisch, Germanisch und Slawisch ausübten.

Aber im Détail ist allerdings jene Einwirkung wichtig genug. Vielleicht sind die alten ethnographischen Demarkationslinien doch nicht so gänzlich verwischt worden..... Wenn z.B. im Gaskognischen und im Portugiesischen *n* zwischen Vokalen schwindet, so zeigt uns das Baskische deutlich aus welcher Quelle dies herzuleiten ist, und merkwürdig bleibt nur dass das Spanische nicht daran Theil genommen hat. In einem fünften Falle endlich handelt es sich nicht um die veränderten Wohnsitze der Urvölker, sondern der Romanen selbst, um theilweise Einwanderungen oder förmliche Kolonisationen. In Sulzberg in Tirol soll die Mundart von Mezzano der römischen, die von Termenago und Castellano der toskanischen, die von Pellizano der modenesischen ähneln, je nach den verschiedenen Zielen der zahlreichen jährlichen Auswanderungen. Eine wirkliche Enklave des Poitevinischen im Gaskognischen, also des Nord- im Südfranzösischen liegt zwischen der Dordogne und der Garonne; sie heisst la Gavacherie, indem die Gaskogner den Titel *gabacho* »schmutziger Kerl«, mit welchem sie von den Spaniern belegt werden, auf die seit nahe vierhundert Jahren unter ihnen ansässigen Saintongesen übertragen haben. Dieses Weitergeben missliebiger Namen ist eine sehr häufige Erscheinung und erschwert zuweilen die geographischen Bestimmungen (wie die von Muffrika zwischen Deutschland und Holland) beträchtlich. — Die Gebiete der Mundarten lassen sich also nicht, wohl aber die der verschiedenen Formen die ein la-

teinischer Laut annimmt, innerhalb fester Grenzen einschliessen, es lassen sich Stammbäume nicht von jenen, wohl aber von diesen aufstellen.

Das steht im Allgemeinen fest dass eine Lauteigenthümlichkeit die ein gewisses grösseres Terrain beherrscht, nicht überall gleichzeitig, durch die gleichen oder ähnlichen natürlichen Bedingungen ins Leben gerufen wurde, sondern nur an einem Punkte und dass sie von da allmählich um sich griff ...... Sie wird sich nach allen Seiten ziemlich gleichmässig ausgebreitet haben, ihr Ursprung also gewöhnlich nicht an den Grenzen ihres Gebietes liegen. Entwerfen wir nun eine Karte, auf der wir die Umfassungslinien aller nur möglichen Laut- und Formerscheinungen vermittelst deren das Latein zum Romanischen sich abgeändert hat, angeben, so werden wir in diesem Durcheinander von Linien einige dichtere oder dunklere Stellen wo sich mehr kreuzen, wahrnehmen, d. h. wir werden Übergänge statuiren. Aber wir werden dadurch noch lange keine Klassifikation gewinnen, sondern im günstigsten Falle gewisse Hauptpunkte der Ausstrahlung erkennen, die aber doch wieder mit denen zweiter, dritter u. s. w. Grösse eine fortlaufende Reihe bilden. Ein rein mechanisches Abwägen aller verschiedenen Merkmale ist im Einzelnen unausführbar, unstatthaft überdies deswegen weil ja der Werth dieser Merkmale nicht gleich ist. Wollen wir je das wichtigste als Eintheilungsgrund herausgreifen, so ist die Frage nach der

Wichtigkeit ausserordentlich schwer zu entscheiden, mit Sicherheit nur bei der Erkenntnis eines Lebenszweckes der Sprache. Nehmen wir aber mehrere wichtigste Charaktere an, so sehen wir dass in einem zwei Sprachen miteinander übereinstimmen, in dem andern voneinander abweichen. Welche Hauptscheidung sollen wir z. B. unter den romanischen Sprachen machen? ...... So verschieben sich die Umrisse die wir fixirt zu haben glauben bei jedem Schritt den wir vorwärts thun.

Das einzige Mittel, nicht um Dinge zu klassifiziren die ihrer Natur nach nicht klassifizirbar sind, aber doch um sie dem Betrachter in einer gewissen Ordnung erscheinen zu lassen, ist die Feststellung willkürlicher Punkte, gleichsam trigonometrischer, nach welchen andere bestimmt und das ganze Gebiet vermessen wird. Die einen Punkte sind natürlich passender als die andern; am passendsten die Schriftsprachen. Wir wollen eine Mundart an Frankreichs oder Italiens Grenze bestimmen; wir untersuchen ob sie sich der französischen oder der italienischen Schriftsprache mehr nähert — vielleicht steht sie von beiden ziemlich gleich weit ab. Doch dürfen wir eben nie dabei vergessen dass diese Bestimmungen nur relativ sind; eine Mundart die wir dem Sprengel von Rom zuweisen, wenn es sich um Rom oder Paris handelt, wird vielleicht nicht mehr zu demselben gehören können wenn wir den einen Schwerpunkt von Paris nach Marseille verlegen. Das Wallonische wird nur gezwungenermassen dem Französischen zuge-

rechnet; es ist der Ansatz zu einer besondern Sprache erkennbar, deren Ausprägung nur von der rein äusseren Erweiterung des romanischen Gebietes über Holland und den Nordwesten Deutschlands abhängig war. Ganz ähnlicherweise hat man das Friaulische nur so lange als einen, wenn auch sehr eigenartigen, italienischen Dialekt betrachtet als man seinen Zusammenhang mit den romanischen Mundarten Tirols und Graubündens nicht erkannt hatte.

M. H.! Ich habe über die Klassifikation der romanischen Sprachen sprechen wollen, und ich habe gegen sie sprechen müssen; ich glaube aber dass selbst dieses negative Resultat insofern ein Gewinn ist als dadurch die Erklärung von nicht wenigen Erscheinungen in der Geschichte dieser Mundarten erleichtert wird.

In 150 Stücken gedruckt
von der
k. k. Universitäts-Buchdruckerei ‚Styria'.



